
Peter Weiss

Fluchtpunkt

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp

Redaktion: Günther Busch

Fluchtpunkt ist ein Rechenschaftsbericht. Der Prozeß, der darin beschrieben wird, ist der Prozeß der Individuation. Das Buch schließt thematisch an *Abschied von den Eltern* an und hat wie dieser autobiographischen Charakter. Die Darstellung folgt einer Vielzahl von Fluchtlinien, die sich am Ende alle an einem Punkt schneiden, an dem Punkt, an dem der Erzähler seine Freiheit nicht mehr als Verurteilung, sondern als Glück zu begreifen lernt.

»Die heftigsten Bewegungen sind bei Peter Weiss in einer knapp feststellenden Satzkunst versteckt. Er versagt sich das ›schöne‹ Wort oft bis zur Grenze – aber da setzt er dann vor die Leere unerwartet ein Zeichen, genau für den Sachverhalt, und es nimmt ein Leuchten an, als sei es zum ersten Mal gebraucht.« *Die Zeit*

Peter Weiss
Fluchtpunkt
Roman

Suhrkamp Verlag

Geschrieben 1960/61

18. Auflage 2019

Erste Auflage 1965

edition suhrkamp 125

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1965

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-10125-4

Fluchtpunkt

Am 8. November 1940 kam ich in Stockholm an. Vom Bahnhof fuhr ich zu Schedins Pension in der Drottninggata, wo Max Bernsdorf ein Zimmer für mich bestellt hatte. Es war ein großes Eckzimmer mit braunen Tapeten und braunen Samtgardinen an den Fenstern. Glanzflecken waren an der Wand über dem hohen hölzernen Bettgestell und im Tuch der zerbeulten Sessellehnen, und schwarze Male starrten aus dem zerkratzten Holz des Schrankes, in dessen Spiegel ich mich die Koffer abstellen sah. Max wohnte am Ende des Flurs, in einer schmalen Kammer, an deren Tür ein Schild hing mit dem Text *DON'T DISTURB A SLEEPING DOG*. Wie vor vier Jahren in Prag, als ich ihn zum ersten Mal besuchte, lag er im Bett, um Kräfte zu sparen. Er war halb unter Zeitungen vergraben und schmauchte seine Pfeife. Schattenhaft standen Schrank, Stühle und Tisch im blauen Rauch. Die Hand, die er mir reichte, war kühl und knöchern. Sein Gesicht war abgemagert, die Haut farblos. Sein Haar war grau geworden, nur die buschigen Augenbrauen waren schwarz, wie mit Kohle nachgezogen. Die Hand sank zurück und legte sich matt ins knisternde Zeitungspapier. Die Fingernägel waren abgebissen und an den Nagelrändern war die Haut zerzupft. Erst vor kurzem war er aus dem Lager, in dem er nach seiner Flucht aus Norwegen interniert gewesen war, entlassen worden. Man schiebt uns ab, oder man steckt uns hinter Stacheldraht, sagte er. Es werden große Worte geredet vom Kampf um die Menschenrechte, doch wir, die Bedrohten, werden wie räudige Hunde behandelt. Wer Geld hat, kann sich ein Asyl erkaufen. Wir anderen leben von Almosen, arbeiten dürfen wir nicht. Sein Gesicht hatte sich im Zorn belebt. Er kratzte die Pfeife aus, stopfte sie, ließ sie wieder qualmen. Über dem Bett, auf einem Wandbrett, standen zerlesene Taschenbücher mit englischen Titeln, Kriminalromane, politische Schriften, ein paar Bände persischer Lyrik, Hemingways *The Sun also Rises* und Aldingtons *Death of a Hero*. Sieben Jahre Emigration lagen hinter Max Bernsdorf. Die Emigration war eine einzige Zeit des Wartens für ihn. Er

wartete auf den Tag der Rückkehr. Es gab für ihn noch eine Landschaft, mit der er verwurzelt war. In seinen verräucherten, kotfarbenen Pensionszimmern lag er und träumte von einem Stück Boden, das er Heimat nannte, obgleich er daraus vertrieben worden war. In den engen Stuben in der Fremde stellte er sich sein schwäbisches Dorf und sein Wäldchen vor, und die Witterung über den Wiesen und Bergen war ihm gegenwärtig. In den Schweden sah er einen Feind, der vor dreihundert Jahren über seine Vorfahren hergefallen war, mit der Wilden Jagd und dem berühmten Jauchetrunk. Verdrossen schalt er über den schlechten Kaffee in dieser Stadt, über das gesüßte Brot und den mit Mehl zusammengekochten Fraß. Es gab keine Bar in dieser Stadt, und kein Café, wo man, wie in Oslo, einen halben Tag bei einer Tasse Kaffee sitzen, Zeitungen aus aller Welt lesen und mit Gleichgesinnten sprechen konnte. So hatte er in Oslo von Prag gesprochen, wie er in Prag Barcelona gelobt hatte. Jetzt wartete er auf das amerikanische Visum, auf die Gnade einer Bürgerschaft, und einmal würde er in New York im Bett seines Hotelzimmers liegen und an Europa denken. Ich hörte ihn von den Mühen sprechen, die mit dem Schreiben der Gesuche, dem Anstehen im Konsulat verbunden waren, er mußte sich Luft machen, mußte seinem Mißmut Ausdruck geben, ehe er sich aufrichten und nach meinen Plänen fragen konnte. Dann würde der Blick eines geschlagenen, gekuschten Hundes in seinen Augen vergehen, und meine Ankunft würde, wie damals in Prag, etwas von seiner alten Aktivität zum Leben wecken.

Ich kam nicht als Flüchtling und Asylsuchender. Ich kam nach Stockholm, um hier als Maler zu leben, und für den Beginn hatte ich Geld, das ich mir jeden Monat während der Fabrikarbeit zurückgelegt hatte. Es gab keine verlorene Heimat für mich und keinen Gedanken an eine Rückkehr, denn ich hatte nie einem Land angehört. Da Max diese Freiheit nicht anerkennen, und meine gegenwärtige Lage im Zusammenhang

mit den Ereignissen der Zeit sehen wollte, gab ich ihm das Bild eines Hintergrunds, von dem ich mich losgesagt hatte. Mein Vater stammte aus einem ungarischen Dorf. Seine Eltern, die dort einen Getreidehandel betrieben hatten, waren gläubige Juden gewesen, er selbst war jedoch, als er in jungen Jahren nach Wien zog, zum Christentum übergegangen. Die Eltern meiner Mutter stammten aus Straßburg und Basel, und unter ihren Vorfahren war ein Bauernführer gewesen, der im Dreißigjährigen Krieg mit der Heugabel gefochten hatte. Während des Weltkriegs hatte mein Vater in der österreichisch-ungarischen Armee Dienst zu leisten. Er war von einem russischen Maschinengewehr verwundet und dafür mit einem Orden und dem Leutnantsrang belohnt worden. Er war stolz auf diese Auszeichnungen und erwähnte sie bei feierlichen Gelegenheiten. Die ersten Jahre meines Lebens verbrachte ich in der galizischen Etappe, in die mein Vater versetzt worden war, und zu meinen frühesten Erinnerungen gehörten die marschierenden Soldaten in Wolken von Staub, und die polnischen Bäuerinnen, die meiner Mutter fette weiße Gänse zum Verkauf anboten, und ihre breiten Gesichter schäkernd über den Wagen beugten, in dem ich lag. Nach dem Krieg erhielt mein Vater, auf Grund der neuen Grenzscheidungen, die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit. Er wurde jedoch in Deutschland ansässig, und dort verbrachte ich meine Jugend. Daß ich kein Deutscher, und väterlicherseits von jüdischer Herkunft war, erfuhr ich erst kurz vor der Auswanderung. Ich war getauft worden und hatte den christlichen Religionsunterricht und die Konfirmation über mich ergehen lassen, gleichgültig und halb betäubt wie unter allem, was mir von Erziehung zukam. Meine Sprache war mit keinem Landstrich verbunden, denn wir zogen oft von Stadt zu Stadt um. Ich war zuhause in Hafengegenden, auf Jahrmärkten und in Zirkuszelten, wo die Gedanken offen waren für Veränderlichkeiten und Wanderschaft, wo der Blick ins Weite gerichtet war. Ich las von der Welt der Russen und Franzosen, der Engländer, Amerikaner und Skandinavier,

und nichts hinderte mich, dort in Gedanken heimisch zu sein. Ich war verwandt mit Gauguin auf Tahiti, mit van Gogh in Arles, mit Myschkin in Sankt Petersburg, Leutnant Glahn im norwegischen Wald und Fabrizzio in der Kartause von Parma. Die plötzliche Ernennung zum Ausländer und Halbjuden, das Verbot der Teilnahme am gemeinsamen Gruß, beeindruckte mich nicht, da mir die Fragen der Nationalität und rassischen Zugehörigkeit gleichgültig waren. In unserer Familie war nie über politische Probleme gesprochen worden. Mein Vater war für die Ordnung und für das Bestehende, er kritisierte nicht den Nationalismus, und seine Kriegserfahrungen hatten ihn zu keinem Antimilitaristen gemacht. Den Militärdienst hatte er mir sogar gewünscht, da er ihn für eine Schule hielt, die mich zum Mann machen könnte. Mit radikalen Kreisen war ich nicht in Berührung gekommen. Was ich an Aufruhr erlebte, richtete sich nicht gegen das Bürgertum, sondern nur gegen die Beengungen, die mich an der persönlichen Freiheit hinderten. Von sozialen Argumenten wußte ich nichts, in der Kunst fand ich die einzigen Waffen, mit denen ich angreifen und mich verteidigen konnte. In der Kunst gab es keine Grenzen, keine Nationen. Uli, mein Schulfreund, war Weltbürger wie ich. Wir waren Entdeckungsreisende zusammen, in den Bibliotheken, den Museen, den Konzertsälen. Als ich mit meiner Familie nach England auswanderte, war dies nur wieder wie ein neuer Umzug. Ich folgte im Haushalt mit, ich wäre geblieben, wenn mein Vater nicht den Überblick, die Entschlußkraft und die Mittel besessen hätte, rechtzeitig der Gefahr zu entgehen. Uli, und meine anderen Schulfreunde, blieben zurück. Uli erkrankte bei der Okkupation Dänemarks. Seine Leiche wurde an den Strand geschwemmt.

Max setzte mit einem Angriff ein. Was hatte er in Dänemark zu suchen, rief er, und strich sich mit den Fingern durch das struppige Haar. Du hattest dich damals nur aus Notwehr verschlossen, sagte er, und im entscheidenden Augenblick hät-

test du gewußt, auf welche Seite du gehörtest. Ich antwortete, daß ich mich, wenn ich nicht entkommen wäre, wie all die anderen, aufs Schlachtfeld hätte treiben lassen. Ich trug Ulis Bild in meiner Brieftasche. Ich zog das Foto hervor. Es stellte einen jungen blonden Mann dar, mit glatten kräftigen Gesichtszügen und breiten Schultern. Er trug die Uniform der Luftwaffe. Max betrachtete das Bild, dann sah er mich schweigend an. Sein Blick sagte, der Mann auf diesem Bild ist dein Feind, er würde die Maschinenpistole auf dich anlegen und dich abknallen. Ich erinnerte mich an die Begeisterung, die Uli vor dem Pergamonfries im Berliner Museum gezeigt hatte, und bei einem Besuch in London vor dem Dogenkopf Bellinis in der Nationalgalerie. Die Verehrung dieses harten kalten HerrscherGesichts und der Kriegshelden der griechischen Bildkunst war dem nationalen Rausch von Macht und Größe verwandt. Ulis Vorliebe für die griechische Mythologie, das klassische Rom, die gewaltigen Statuen Michelangelos, hatte mir einen Gegensatz gezeigt, der zwischen uns bestand. Mir war die Kunst, in der der Kampf und die Stärke verherrlicht wurde, fremd. Mich zogen Maler an wie Cranach, Baldung Grien, Bosch, Brueghel, Klee, Nolde. Der Heldenkult der Griechen und Römer war faul. Die mittelalterlichen Dichtungen, die Oratorien und Messen, die klassischen Dramen und Opern waren von Lügen durchtränkt, überall gab es die großen mitreißenden Gefühle, die Heerführer, die Heiligen, die Märtyrer, alles war gespalten und anrühlich, selbst Bach konnte entstellt werden. Ich dachte an Dietrich, den Musiker, der mich in die Welt der Fugen und Orgelstücke eingeführt hatte. Dietrichs Heim war mit gotischen Kunstschatzen gefüllt, und mit Kostbarkeiten aus China und Ägypten. In diesem Heim, das von Kulturgütern starrte, hing an dominierender Stelle das Führerbildnis, und wie vor einem Altar wurden die vergeistigten Züge und die edle Kopfform des Mannes mit dem Chaplinbärtchen angebetet. Du kannst alle Kunst auslegen wie du willst, sagte Max. Du kannst alles fälschen, alles für deine Interessen ver-

wenden. Aber jetzt wird nur nach einem gefragt, auf welcher Seite stehst du.

Ich hätte auch auf der andern Seite stehen können, sagte ich, hätte mich nicht der Großvater im Kaftan davor bewahrt, so wäre ich wohl drüben geblieben. Es gab Augenblicke, in denen ich es bedauert hatte, daß ich nicht mehr dabei sein durfte. Max griff mich wieder an. Ich mußte etwas von den Zeichen der Drohung erfaßt haben, selbst wenn ich tief in bürgerlicher Ordnung gelebt hatte. Ich antwortete, daß ich mit einem anderen Kampf beschäftigt gewesen war. Mitten in der Geborgenheit hatte ich mich hinter meinen Bildern und Büchern verbarrikadiert. Ich hatte mich mit Totemzeichen umstellt, um den äußeren Druck abzuwehren. In der Verfolgung, die ich von Anfang an gewohnt war, sah ich mich nicht als Angehörigen einer Rasse, sondern nur als Andersgearteten, den jedes Rudel aufspüren und anklaffen mußte. Ich hatte es als etwas Alltägliches erlebt, wenn auf dem Schulweg ein Mann auf mich zukam, die Hand hob und mir einen Schlag aus dem sogenannten heiteren Himmel ins Gesicht versetzte. Während der letzten Tage in Berlin ging ich die Charlottenstraße hinauf zur Leipziger Straße, wo sich das Kontor meines Vaters befand. Auf der Höhe des Französischen Doms kam mir ein Mann entgegen, er trug die braune Uniform. Auf dem weißglühenden Pflaster ging er gerade auf mich zu, ich wich ihm aus, und im Vorbeigehen zischte er mir das Wort Kohlrabi zu. Jetzt, bei meinem Bericht, erkannte ich die Gefahr und ihre Ausmaße. Doch auch die Bedeutung eines anderen Ereignisses wurde mir klar. Ich hatte einmal an einem Pogrom teilgenommen. Ich sah den Freund, über den wir hergefallen waren, vor mir. Seinem Aussehen und Namen nach mußte er Jude gewesen sein. In den Keller gewölben eines verlassenen Baugeländes hatten wir, inspiriert vom Film Ben Hur, Galeerensklaven gespielt. Wir saßen auf einem Brett und bewegten uns vor und zurück an imaginären Rudern. Das Leiden meines Freundes begann, als er mich zum

Aufseher ernannte und ich die Peitsche über ihm schwingen mußte. Als die Verfolger zu uns eindringen, war ich schon bereit, auf ihre Seite überzugehen, und der Galeerensklave wurde unser Opfer. Aus Dankbarkeit, daß man mich verschonte, daß man diesmal einen anderen gewählt hatte, ergriff ich die Partei der Stärkeren und überbot sie an Grausamkeit. Sie sollten ihren Irrtum nicht erkennen. Ich führte sie an und schleppte den Gefangenen an den Rand der überschwemmten Ausschachtungen. Wir warfen ihn auf ein Floß, stießen ihn hinaus ins Wasser und bombardierten ihn mit Lehmbrocken. Ich hatte ihn später immer wieder vor mir gesehen, wie er sich an den glitschigen Brettern festklammerte, vom gelben Wasser umspritzt, ich hörte ihn um Hilfe schreien und ich hörte meine eigenen anfeuernden Rufe, mit denen ich mich bei meinen neuen Verbündeten einschmeichelte und sie vom Gedanken, daß sie auch mich ergreifen und aussetzen könnten, ablenken wollte. Während des Erzählens war ich nicht sicher, wo die Wahrheit lag, bei der Vorstellung, die lange angehalten hatte, daß unser Opfer gekentert und ertrunken war, oder bei dem vermeintlichen Erinnerungsbild, daß ein Arbeiter auf dem Grundstück aufgetaucht war und zur Rettung kam. Deutlich sah ich nur, daß ich auf der Seite der Verfolger und Henker stehen konnte. Ich hatte das Zeug in mir, an einer Exekution teilzunehmen. Max lehnte sich dagegen auf. Das waren Jugendsünden, rief er. Jeder von uns ist einmal verlockt worden zu foltern. Gerade daran lernen wir, der Gefahr bewußt zu werden. Heute bist du ein anderer. Heute weißt du, auf welcher Seite du stehst. Max mußte an diesen Kampf glauben, obgleich er vor Müdigkeit oft nah am Aufgeben war. Er mußte an eine Wiedergeburt glauben, denn gäbe es diese Wiedergeburt nicht, dann war die Emigration sinnlos. Für mich bedeutete die Emigration keine Stellungnahme. Ich war Fremder, wo ich auch hinkam. Als wir in England wohnten, riefen mir die Kinder auf den Straßen des Londoner Vororts Schimpfworte nach. In dem Land, in dem ich aufgewachsen war und dessen

Sprache ich sprach, war ich zum Fremdling ernannt worden. In England schrie man mir Fritz nach. Als wir ein paar Jahre später in die Tschechoslowakei kamen, in das Land, dem ich meinem Paß nach angehörte, schalt man mich wieder einen Deutschen, weil ich die Landessprache nicht konnte, doch dann sollte ich für dieses Land Militärdienst leisten. Ein Offizier fuhr mich auf Tschechisch an, als ich mit eingesunkener Brust, krummem Rücken und hervorstechenden Schulterblättern am Untersuchungstisch stand. Der Gedanke an das Dasein in einer Kaserne, an die Übungen mit dem Maschinengewehr und dem Bajonett, an das Kriechen im Dreck, lähmte mich so, daß ich psychische Labilität nicht zu heucheln brauchte. Ich erhielt Aufschub und konnte mein Kunststudium weiterbetreiben. Als Böhmen überfallen wurde und ich mich zur Verteidigung hätte einstellen sollen, befand ich mich in der Schweiz. Hier wurde ich als verdächtiger Ausländer verhaftet, doch als ich nachweisen konnte, daß meine Familie im Wohlstand in Schweden lebte, duldeten man mich einige Monate lang. Auf der Polizeistation entstand sogar eine heimatliche Stimmung, als ich erklärte, daß meine Mutter aus Basel stammte, wo ihr Vater eine Uhrenindustrie betrieben hatte. Gerührt wurde erwogen, ob ich nicht in der Schweiz ansässig werden könne, doch dazu hatte ich nicht die Mittel. Ich kam nach Schweden mit einem gültigen Paß, kurz vor der totalen Besetzung der Tschechoslowakei. Man ließ mich ein, weil ich mich auf das gesicherte Leben meiner Eltern berufen konnte.

Wir erörterten die Frage, wie wir uns zu verhalten hätten, wenn auch dieses Land überfallen würde. Max mußte gestehen, daß er mit seinem Zeitungsstudium, seinem politischen Farbekennen nicht zum Endsieg beitrug. Beim Spanienkrieg war er Journalist gewesen und bei der Flucht aus Barcelona hatte er in die Hosen geschissen. Im Notfall müssen wir versuchen, über Finnland nach Rußland zu kommen, sagte er, und zeigte mir auf der Landkarte, welcher Weg

einzuschlagen sei. Ich konnte mit diesen Erwägungen ebensowenig anfangen, wie mit dem Gedanken, der mir während der Fabrikarbeit manchmal gekommen war, daß ich mich nach London begeben und dort als Freiwilliger melden müsse. Ich spürte keine Schuld, daß ich am Krieg nicht teilnahm und daß ich mit keiner Nation, keiner Rasse solidarisch war. Ich hatte versucht, mit meiner letzten Bindung zu brechen, und war aus dem Elternhaus abgereist, um mich mit meinen Aufgaben zu befassen. Die politischen und ideologischen Forderungen waren belanglos neben der Arbeit, die mich erwartete. Während der anderthalb Jahre, die ich in der Fabrik meines Vaters verbracht hatte, waren die Bilder in einem Zustand des Halbschlafs, in seltenen abgesparten Stunden entstanden. Dieses Malen im Verborgenen, mit fragmentarischen Resultaten, war jetzt zu Ende, und eine neue, offene Tätigkeit sollte beginnen. Daß dieses Beginnen gleichzeitig stattfand mit dem Kampf, der draußen geführt wurde, durfte mich nicht hindern. Ich traf die einzige Entscheidung, für die ich einstehen konnte, an einem Punkt, wo der Druck des Nichtdürfens, der sich fortsetzte aus den gesamten Drohungen der Erziehung, absolut geworden war. Ich mußte die Drohung brechen, mußte die Anklage der Feigheit, der Selbstsucht abweisen und an mein Vorhaben glauben. Max wollte mir zu Hilfe kommen. Er maß dem Künstler ein gewisses Recht zu, im Niemandsland zu leben. Er äußerte dies als Verteidiger der romantischen Kunst, die mir plötzlich verdächtig erschien. Er erwähnte meine Verwandtschaft mit Malern wie Runge und Caspar David Friedrich. Doch diese Verwandtschaft war in diesem Augenblick schal und verbraucht. Eine Weile vertauschten wir die Rollen. Jetzt lag Max Bernsdorf als Weltabgewandter da, und ich war es, der teilnehmen und eingreifen wollte. Meine Malerei war eine Handlung, eine Lebensäußerung, ich wollte sie bewußt wählen, als meine Alternative zur Teilnahme am Krieg. Da lag Max, dieser große, starke Mann, mit dem kantigen, eigensinnigen Bauerngesicht, von seiner Unzugehörigkeit und der langen

Funktionslosigkeit gebrochen. Er war Mitte Vierzig. Ich wurde an diesem Tag vierundzwanzig Jahre alt. Alles was ich bisher getan hatte, schien nur Vorbereitung gewesen zu sein. In der vergangenen Nacht, als ich im Elternhaus meine Koffer packte, glaubte ich, daß jetzt mein eigenes Leben beginnen würde. Das eigene Leben aber hatte mit der Geburt begonnen, es war ein einziges unteilbares Leben, in dem es nur ein Fortsetzen gab. Benommen vom Nachklang der dröhnenden Bahnfahrt saß ich am Bettrand des Freundes, blickte durch den schwelenden Rauch zum Fenster und hörte das Rauschen der Automobile unten auf der Straße.

Max fragte mich nach meinen Bildern. Plötzlich wurden diese Bilder ungreifbar. Ich habe kaum etwas zustande gebracht während der Fabrikzeit, sagte ich. Das Malen darf sich nicht im Unwirklichen abspielen, es ist ein Handwerk, es ist irdisch und praktisch. Zum Malen gehören Keilrahmen, Leinwände, Holztafeln, Zeichenpapier, Skizzenhefte, Pinsel, Kohle, Zeichenstifte, Zeichenfedern, Tuschflaschen, Farbtuben, Flaschen mit Terpentin und Leinöl, Kreide und Gips. Die Malerei ist greifbar, sie riecht. Meine Malerei war ein Traum. Im Versteck ist etwas entstanden und wieder vergraben worden. Doch die Fragen, die Max mir stellte, riefen Einzelheiten aus dem Dämmerzustand hervor, in dem ich die letzte Zeit verbracht hatte. Obgleich Max selbst in einer Untätigkeit und Verlorenheit verharrte, wollte er Deutliches, Gegenständliches erfahren. Er wies das Zweifelhafte und Ungewisse ab und wollte von Vorkommnissen aus meinem Alltag in der Fabrik wissen. Er forderte Beschreibungen des Arbeitsplatzes, der Stadt und der Umgebung, und der Menschen, die ich getroffen hatte. Schon in Prag hatte ich im Zusammensein mit Max erfahren, daß die Beklemmung und Unsicherheit vergehen konnte, daß jedes Ding seine Form, seine Farbe, sein Gewicht und seinen Namen hatte. In seiner Gegenwart war die Welt einfach und selbstverständlich, voller Menschen, Tiere und Bauwerke. Wir gingen über die Karlsbrücke, vor-

bei an den verwitterten Barockskulpturen, unter uns strömte die Moldau und vor uns auf der Anhöhe lag das goldgelbe Schloß mit den Domtürmen. Von den kleinen zusammengebackenen Lehmhäusern der Alchemistengasse stiegen wir zu den Weinbergen, wo wir uns auf ein Wasserrohr am Rand einer Straßenbaustelle setzten und über die Stadt blickten. Die Kuppeln und Zinnen lagen im rötlichen Dunst der sinkenden Sonne. Es war oft die Stunde des Sonnenuntergangs, die mein Gedächtnis festhielt. In dieser Stunde war ich entspannt und hellhörig, es waren keine Forderungen mehr da, das blendende Licht des Tages war vergangen, die Dinge begannen, aus sich selbst zu leuchten und jedes Geräusch lag deutlich in der Luft. Die langen späten Sommerabende während der Fabrikzeit hatte ich oft in den Wäldern oder am Rand des weitverzweigten Sees verbracht. Die kleinen Inseln lagen schwarz im reglosen Wasserspiegel, und so stellte sich mir auch der Abend des Kriegsausbruchs dar, so still und versunken, mit glattem, grünlich gelbem Wasser und langsam blaß werdendem Himmel, und ich hörte noch die Musik, die nach den Radiomeldungen gespielt worden war, es war Orpheus' Gesang aus der Unterwelt, eine Arie, durchwoben von Flötenschlägen. Die Zeit war nicht erloschen, wie ich geglaubt hatte. In der kleinen Industriestadt hatte ich Eindrücke aufgenommen, war Frauen begegnet, war in Gartenrestaurants und auf Tanzplätzen gewesen. Doch die Namen und Gesichter der Frauen ließen sich nicht mehr hervorrufen. Max sagte, daß er mich in Prag für einen Verführer gehalten habe. Es habe ihn oft empört, wie schnell ich eine Frau verstoßen konnte. Als ich ihm sagte, daß keine dieser Frauen mir nahe gekommen war, lachte er ungläubig. Magda, in einem Bergdorf bei Lugano, war die einzige Frau, bei der ich Zärtlichkeit und Intimität erfuhr, und seitdem war ich an diese Möglichkeit nicht mehr herangekommen. Doch hier verlor sich schon wieder der Boden des Greifbaren und Mitteilbaren, und Max wollte Anekdoten hören. Ich erzählte ihm von einem Mädchen, das ich getroffen hatte. Unter farbigen

Glühlampen hatten wir miteinander getanzt, an einem runden Tisch gesessen und Limonade getrunken, und nach der Umarmung und den Küssen in der Parkanlage einen Ausflug für den Sonntag vereinbart. Wir paddelten in einem gemieteten Kanu hinaus in den See, badeten und lagen auf einer Klippe in der Sonne. Ihr Körper war bereit, doch ein großes braunes Muttermal in ihrer Achselhöhle hatte mich schon abgestoßen. Ich versuchte, dieses Zeichen zu vergessen, und als wir wieder in unserm Boot trieben, bog ich ihr Gesicht zurück und küßte es. Sie hatte hübsche, alltägliche Züge, dunkle Augen, einen weichen Mund. Sie war Verkäuferin in einem Geschäft, ich war Arbeiter in einer Fabrik, wir waren auf einem Sonntagsausflug. Wolken hatten sich aufgetürmt und verdeckten die Sonne. Beim Einbruch des Gewitters zogen wir das Boot an den Strand einer Insel und liefen bergauf durch den Regen. Zwischen den Bäumen lag eine Sommerhütte, sie schien unbewohnt, die Tür war verschlossen. Ich schlug die Fensterscheibe ein und wir kletterten in die Kammer, in der eine Pritsche für uns bereitstand. Doch als sie den Arm um mich legte, sah ich wieder den dunkelbraunen Hautflecken, matt wie Samt. Ihre Brüste waren klein und fest, die dunklen Brustwarzen zogen sich fröstelnd zusammen. Da waren plötzlich Stimmen draußen im Unwetter zu hören, und dies war wie eine Befreiung, ich konnte aufspringen und sie wieder mit mir nach draußen ziehen. Wir flohen den Lehmhang hinab zum Kanu. Ich konnte dieses Abenteuer lachend wiedergeben, mit grotesken Darstellungen des Auffahrens, des Sprunges durch das Fenster, des Hinabstürzens zum Seeufer, doch darunter lag ein Schrecken, an den ich noch nicht zu rühren wagte. Auch die Fabrik zeigte sich wie in einem Lachspiegel. Mit ernsthafter Miene sah ich mich sinnlose Bewegungen ausführen. Was mich vor wenigen Tagen noch eingeengt hatte, wurde jetzt zu einer Harlekina-
de. Ingenieure und Chemiker standen über Listen von Produktionsziffern gebeugt, kratzten sich im Haar, bohrten sich in der Nase und in den Ohren, rieben sich die Wade mit dem

Schuh und den Hintern mit dem Zeigefinger, wobei sie Zaubersprüche murmelten. Im Chefzimmer stand ich vor dem Direktor, meinem Vater, ich war aufgeblasen vor Tüchtigkeit, vor Anteilnahme am Gedeihen der Fabrik, ich unterbreitete ihm Vorschläge zur Verbesserung technischer Einzelheiten im Druckverfahren, er hörte mir zu, nickte, redete gleichzeitig in drei Telephone auf seinem Schreibtisch, verwickelte sich mit dem Arm in den Leitungsdrähten, verwechselte die Sprechmuscheln, während draußen auf dem Hof der Laufjunge mit dem Fahrrad stürzte und die Briefe, die er zur Post bringen sollte, ringsum in die Wasserpflützen streute. An einem der letzten Tage war ich mit dem Betriebsingenieur in eine Meinungsverschiedenheit geraten. Es handelte sich um die Farbwahl einer Ausmusterung. In erregten Reden und Gegenreden gingen wir aus dem Drucksaal ins Treppenhaus, blieben halbwegs auf den Stufen stehen und schrien aufeinander ein. Über uns, am Treppenabsatz, befand sich eine Reihe von Toiletten. Hinter der Halbwand einer der Kabinen stieg Rauch auf und zeugte davon, daß hier, verbotenerweise, ein Arbeiter eine Zigarette lang Pause machte. Die Tür zu einem andern Abtritt stand offen und die rohen Zeichnungen von Geschlechtsteilen und eingeritzten Benennungen an den Wänden waren sichtbar. Die Maschinen stampften unten in der Appretur und die Betonstufen der Treppe vibrierten. Wir zitterten vor Wut, brüllten einander an, obgleich wir längst vergessen hatten, worüber wir uns stritten, wir hoben unsere Hände und holten zum Schlag aus. Sein Gesicht war flammig und angeschwollen. Er war Diabetiker, hatte zu hohen Blutdruck. Die Augen quollen ihm aus dem Gesicht, Speichel spritzte aus seinem Mund. Er schlug mich zuerst, dann fiel meine Hand auf seine feiste Backe und hinterließ weiße Striemen, die sich langsam mit dunklem Rot färbten. Wir weinten beide. Auch jetzt liefen mir Tränen aus den Augen, doch ich lachte. Max nahm die Pfeife aus seinen kleinen nikotingelben Zähnen und schlug sich vor Lachen auf die Knie. Dann erhob er sich und kleidete sich an